

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 4

Artikel: Die Schweiz im Spiegel der Welt
Autor: Schmitz, Oscar A.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWEIZ IM SPIEGEL DER WELT



Von Oscar A. H. Schmitz

Zwar kenne ich die Schweiz seit dem Jahre 1891, aber als Problem erlebt habe ich sie erst bei meinen alljährlichen Aufenthalten seit 1925. Betrachten wir das äussere Bild, das sich dem verweilenden, individuell beobachtenden Fremden zeigt, so sehen wir sehr viel Licht mit einigen nicht gleich sichtbaren, aber tiefen Schatten. Ich will aber, wie die Redaktion wünscht, zunächst ganz persönlich plaudern, dann kritisch werden und schliesslich eine zusammenfassende Sinndeutung versuchen. Nach dem Krieg, der die alten seelischen Grundlagen meiner deutschen Heimat — ich bin Mainfranke — endgültig zerstört hat, war mein erster Eindruck in dem Voralpenland: Das ist ja Südwestdeutschland, wie es in meiner Kindheit war, d. h. vor jenem Verwandlungsprozess, den man allgemein « Verpreussung » nennt. Da ist Wohlstand ohne protziges Geltungsbedürfnis, da sitzt man noch abends in seinem Garten oder auf kleinem Altan und freut sich dessen, was einem Gott geschenkt hat. Jeder fühlt sich recht an seinem Platz. Der Bürger ist noch ein Bürger, kein Grosstuer, seine Hausfrau ist noch Frau, kein Snob, der Dienende kennt noch die Würde seines Dienstes,

und wenn auch seine soziale Sicherung sehr rückständig ist, er wird menschlich noch « ästiiert », was sich gerade in einem Brauch zeigt, den der verhetzte Dienende in den angrenzenden Ländern als Erniedrigung empfindet: Hausangestellte werden oft noch geduzt. So sind sie in die Familie einbezogen. Was dagegen bei uns die gesellschaftlich emporgestiegene « Hausgehilfin » sozial gewonnen hat, das hat sie an Persönlichem verloren.

Natürlich bin ich als Ausländer vielfach auf das Hotelleben angewiesen. Die grosse Schweizer « Hotellerie » hat ja Weltruf, und auch ich habe über sie nicht zu klagen, aber ich gehe ihr persönlich in weitem Bogen aus dem Weg, bin vielmehr ein Freund der bescheidenen echt Schweizer Landgasthöfe, weil sie vielleicht die einzigen in Europa sind, wo die Beherbergungsfrage noch sinnvoll gelöst wird. Das Gasthaus soll den Reisenden so unterbringen und verpflegen, dass er seine häuslichen Bequemlichkeiten nicht allzusehr vermisst. Eine völlige Fehlentwicklung, deren Unhaltbarkeit sich in nächster Zeit immer mehr durch finanzielle Zusammenbrüche erweisen wird, ist das Hotel als Selbstzweck, als « idealer » Aufenthalt, wo

Leute, die zu Haus bürgerlich leben, einige Zeit die grossen Herrn spielen können, zweimal im Tag mehrere Gänge essen, ein Heer von Dienern zur Verfügung haben, und sich dafür eine Tyrannei der Tageseinteilung, der Kleidung, der vorgeschriebenen Vergnügungen gefallen lassen, die jedem individuell lebenden Menschen unerträglich sein muss. Gegen eine bestimmte Pensionssumme wird man dort gelebt. Diese Schulen des modernen, innerlich ebenso erbärmlichen, wie äusserlich glänzenden Massenschentums, gibt es ja in der Schweiz die Fülle, aber es spricht ausserordentlich für die Schweizer, dass sie selbst, als Gäste, dort die Minderheit bilden. Der echte Schweizer geht wo anders hin. An den teuersten Orten gibt es neben den Luxushotels, die man den Salonwagen vergleichen kann, Hotels, die der I., II. und III. Klasse der Eisenbahn entsprechen, und, wenn man sie auch, etwa verglichen mit Oesterreich, nicht gerade billig nennen kann, so sind sie fast immer preiswert. Ich kann mich kaum eines Falles in der Schweiz erinnern, wo an mir das verübt worden wäre, was man in Oesterreich « wurzen », in Deutschland « neppen » nennt, und was heute in beiden Ländern alltäglicher Brauch ist. Kurzum: In der Schweiz bekommt man nicht nur überall etwas für sein Geld, sondern, was noch wichtiger ist, man wird, sobald man die internationale Sphäre verlässt, nicht gezwungen, für Sachen Geld auszugeben, die man gar nicht haben will. Das ist nun nicht bloss eine Annehmlichkeit für die Fremden, sondern sehr aufschlussreich für den Schweizer Charakter. Ich sagte schon, dass die Schweizer in den Luxusherbergen die

Minderheit bilden. In jenen genannten Landgasthöfen bekommt man nun ein bewohnbares Zimmer, weder elegant, noch nichtswürdig, wie anderwärts fast überall dort, wo es nicht sehr teuer ist, man isst in Vertrauen erweckender Zubereitung was einem schmeckt, und vor allem zu der Stunde, die einem passt, und an dem Ort, der einem gefällt, etwa im Garten oder auf einer Veranda, kurz überall da, wo in den grossen Hotels nicht bedient wird. « Wegen des grossen Betriebes nicht bedient werden kann », wird der Fachmann ergänzen. Meinetwegen, jedenfalls ist es so, dass man dort an hellen Sommerabenden in dumpfen Speisesälen anderthalb Stunden bei Tisch sitzen muss und dann nicht weiss, was man mit dem Abend anfangen soll, während man gern im Anschluss an einen Nachmittagsausflug irgendwo im Wald oder am See gespeist hätte und noch etwas sitzengeblieben wäre.

Dieser Individualismus des Reisens wird heute in allen Ländern durch die « Hotelkultur » (recte Barbarei) immer unmöglicher. In der Schweiz aber hält es sich neben der Hotelzone, und das lässt sich nur durch die Eigenart des Schweizer erklären, der für sich selbst ein individuelleres Leben beansprucht, als er es den Fremden nach deren Geschmack bietet. Geht man nun noch einen Schritt weiter abseits von der Fremdenstrasse und quartiert sich in einem Bauernhaus ein, dann sieht man ein Stückchen vom wirklichen Schweizer. Man kann diesen Schritt ungescheut wagen, denn in der Schweiz sind Reinlichkeit und der Sinn für ein ruhiges Behagen so sehr in alle Schichten eingedrungen, und desgleichen die Auffassung, dass Bezahlung nicht

bloss einzustecken ist, sondern zu einer Leistung verpflichtet, dass man nicht leicht jene Erfahrungen machen wird — eine ständige Rubrik der Witzblätter — die anderwärts dem Sommergast selten erspart bleiben, wenn er vom Regen des Hotels in die Traufe des Privatquartiers kommt. Man wird zwar in der Schweiz bei den ländlichen Vermietern nicht gleich jene zuvorkommende Liebenswürdigkeit der österreichischen Alpenbevölkerung finden. Die Leute sind zurückhaltend, etwas trocken, und suchen von sich aus das Verhältnis zu dem Gast nicht gleich ins Persönliche zu biegen. Es ist ja von alters her der Brauch, dass Fremde kommen, man weiss, was sie verlangen und für ihr Geld erwarten dürfen, und, falls sie selber das auch einigermaßen wissen, dann ist alles in Ordnung. Wenn sie nur nicht soviel «schnören» möchten!

Gelingt es dem Gast aber, über die Schwierigkeit des Dialektes hinaus mit den Leuten zu reden, ihnen ein unaufdringliches menschliches Interesse zu zeigen — die meist sehr manierlichen Kinder bieten oft eine Brücke — dann kann man von ihnen nur sagen: «Rachte Lüt.» Diese unverfälschte Grundanständigkeit, verbunden mit einem Lebensernst, der ohne Zweifel weltanschauungshaft verwurzelt ist, wird im übrigen Europa immer seltener. Man braucht bloss auf den Unterschied zu merken, wenn man in einem der katholischen Kantone gegen Abend zur Zeit des Rosenkranzbetens in eine kleine Kirche tritt. Dieses Gebet («Maria, gebenedeit seist Du unter den Weibern») wird heute in Oesterreich und Süddeutschland mit einer leicht den Spott herausfordernden Eintönigkeit

unzählige Male heruntergeleiert. In der Schweiz hatte ich mehrfach den unbedingten Eindruck, dass die Menschen mit ihrer ganzen Gedankenkraft dabei waren. Sie sind noch ernst und kaum von jener spielerischen Lebensauffassung berührt, die heute bei uns auch auf das Land dringt.

Alles das und vieles Aehnliche habe ich im Lauf der Jahre erfahren und verstanden, und seitdem geht es mir gut in der Schweiz, aber wird man es glauben: Anfangs habe ich unter diesem ausgezeichneten Volk ein paarmal, ohne den geringsten subjektiven Anlass gegeben zu haben, einzig und allein durch mein objektives Sosein derartigen Anstoss erregt, dass ich angepöbelt worden bin, wie es mir nirgends in der ganzen Welt je passiert ist, und ich kenne ein gutes Stück von ihr. Ich will aus dem halben Dutzend meiner Erinnerungen nur eine herausgreifen: Ich lebte seit Wochen in einem der genannten vortrefflichen Landgasthöfe und hatte die gewiss harmlose Gewohnheit, wenn ich zum Essen kam, eine bestimmte im Speisesaal aufliegende Zeitung mit an den Tisch zu nehmen. Manchmal war sie schon in anderer Hand, dann bat ich die Saaltochter, sie im Auge zu behalten, bis sie frei sei. Schliesslich aber war sie nie mehr frei, denn sie ging am Tisch des Lesers von Hand zu Hand, wurde von seinen Freunden festgehalten, kaum gelesen und dann bisweilen verschleppt. Der Besitzer des Gasthofs sah darin eine böse Absicht und gab den Auftrag, dass die Zeitung künftig zu meiner Korrespondenz gelegt würde, so dass ich sie zuerst lesen konnte, was nie mehr als 10 Minuten in Anspruch nahm. Von jetzt an konnte ich nicht mehr an jenem

Tisch vorbeigehen, ohne dass auf mich gemünzte hämische Bemerkungen fielen, ja man glaubte, mich besonders tief zu treffen, indem man immer wieder Titel meiner Bücher in Verbindung mit Worten wie Blödsinn nannte. Nun hat gewiss jeder das Recht, ein veröffentlichtes Buch für blödsinnig zu erklären, und ich will hier nicht etwa zur Diskussion stellen, ob die Leute sachlich nicht vielleicht ganz recht hatten — ich kann das gewiss am allerwenigsten beurteilen. Erstaunlich war nur das Betragen der gewiss nicht ganz Ungebildeten, aus deren Gesprächen manchmal Namen wie Maeterlink, Romain Rolland, ja Nietzsche bis zu mir drangen. Was aber war da nur vorgegangen? Eingesessene, auch Schweizer Bekannte, denen ich davon sprach, missbilligten dieses Verhalten aufs höchste, lächelten aber dabei, als handle es sich da um ganz Gebräuchliches. Die Schweizer seien halt noch etwas ungeschliffen.

Ich gehe nun gern auch kleinen Dingen bisweilen auf den Grund, wenn ich annehmen kann, dass dahinter etwas Aufschlussreiches verborgen liegt. Später habe ich daher Gelegenheiten wahrgenommen, derartige Leute einfach zu stellen und die Erklärung zu verlangen, was sie an meinem Verhalten auszusetzen fänden, ob ich ihnen vielleicht, ohne es zu wissen, ein Unrecht getan hätte. Die entstehende Verlegenheit war gross. Einmal bekam ich von einem, der eine Grobheit halblaut vor sich hingebrommt hatte und den ich ausgesprochen freundlich ersuchte, sie doch verständlich zu wiederholen, ich sei ein Mensch, der mit sich reden liesse, die Antwort, ich sei immer so hochmütig an ihm vorbeigegangen, als

ob er gar nichts wäre. Es gelang mir leicht, ihn zu versöhnen, aber nun hatte ich die Erklärung. Der Mann war, wie jene Tischgesellschaft, von vornherein überzeugt, es könne gar nicht anders sein, als dass ich ihn gering schätze, und darum legte er in meine ganz absichtslose, aber ihm ungewohnte Weise eine unfreundliche Absicht. Das ist jenes von Keyserling so richtig gesehene Minderwertigkeitsgefühl, das überempfindlich macht. Seinen Ausbrüchen ist jedoch, kennt man es erst einmal, leicht zuzukommen, wenn man als Fremder, der man nun einmal ist, durch Wort, Blick oder Gebärde merken lässt, dass der Mensch, mit dem man in Berührung kommt, auch persönlich für einen da ist. Ich bin bei solchen Gelegenheiten schliesslich zu der Einsicht gekommen, dass unsere abgeschliffene, knappe Art, die in Menschen, die Dienste leisten oder Auskünfte geben, nichts als Funktionäre erblickt und aus zeitsparender Sachlichkeit grundsätzlich das Menschliche übersieht, zwar ein abgekürztes, aber auch menschlich verarmtes Verfahren ist. Vor allem ist es psychologisch falsch, denn der Mensch ist eben etwas anderes als ein Funktionär und die Behandlung als solcher muss Ressentiment erwecken.

Jener auffällige Mangel an Urbanität findet sich nun allerdings in der ganzen, von Bildung berührten, aber noch nicht tief durchdrungenen Schweizer Mittelschicht sehr häufig. Als allgemein gebilligten Ton beobachtet man ihn oft in Zeitungspolemiken, ja ich habe vor einiger Zeit das «Eingesandt» eines Lesers dieses Blattes gesehen, der einige sachlich durchaus diskutierbare Einwände gegen die Redaktion mit einem so unge-

waschenen Maul machte, dass man dem wackeren Demokraten die Antwort gewünscht hätte: «Freilich kein Fürstensknecht, aber ein Hausknecht.»

Ich will hier nun nicht etwa Deutsche und Oesterreicher als rühmende Beispiele anführen. Auch wir besitzen nicht die Urbanität der Westvölker, darum hat man uns im Krieg «boches» genannt, indessen den «boche» in Reinkultur findet man gerade in der deutschen Schweiz nicht selten, und dass ihn die Welt erträgt, kommt nur daher, weil er keine Grossmachtpolitik treibt. In der gebildeten Schicht Deutschlands, die sich nicht durchaus mit der herrschenden deckt, wird übrigens mangelnde Urbanität heute als Fehler empfunden, ausserdem ist man klug genug, um zu wissen, dass der sich aus Gekränktheit grob Zeigende dem Beleidiger ja nur die Genugtuung verschafft, dass sein Hieb gegessen hat.

Diese mangelnde Urbanität hat nun ihre geschichtlichen Gründe, ja sie ist die Kehrseite von Ereignissen, die auch ihre günstige Wirkung gehabt, ja den Charakter des Schweizers recht eigentlich bestimmt haben. C. G. Jung sagt: «Der in Jahrhunderten aufgebaute schweizerische Nationalcharakter ist keine Zufallsbildung, sondern eine sinnvolle Reaktion auf die widerspruchsvollen, auflösenden, und darum gefährlichen Einflüsse der Umgebung.» Dadurch ist die Schweiz freilich isoliert worden. An der europäischen Geschichte hat sie seit der Reformation nicht mehr aktiv teilgenommen, sich vielmehr damit begnügt, bei jeder neuen europäischen Konstellation ihre Neutralität wieder und wieder bestätigen zu lassen. So wurde sie zum neutralen Ort in Europa. Sie erscheint

daher leicht in ihrer äusserlichen Abgeschlossenheit als das «Zero» im Hasardspiel der Nationen, und solche Freiheit vom Risiko des Lebens wirkt nicht immer günstig auf den Charakter, aber dahinter steckt noch etwas anderes. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die Schweiz trotz dieser Isolierung auf ihre Art an der Bereicherung des deutschen Geisteslebens beigetragen hat, aber auffällig ist doch, dass die Schweizer Geister, die wir Deutsche zu den unseren rechnen, ganz ersten Ranges sind, und dass diese ihre Bedeutsamkeit eng mit ihrem Schweizertum zusammenhängt. Ich denke an Männer wie Burckhardt, Bachofen, Gotthelf, Keller, C. F. Meyer, Böcklin. Die schweizerische Neutralität muss also doch, ausser ihrem Nein gegen die bedenklichen Einflüsse der umwohnenden Nachbarn, noch einen positiven Lebensinhalt haben, der schöpferisch werden kann. Ohne Zweifel ist es viel wert, einer grossen historischen Nation anzugehören. Man erlebt dann schon auf der Schule Geschichte als persönliche Angelegenheit und kann als Knabe seine Träume höher spannen, als der Sohn eines kleinen Landes. Das gibt dem einzelnen, falls er sich die nationalen Werte bewusst zu assimilieren versteht, ein grösseres Format. Von hier aus gesehen erscheint der Durchschnittsschweizer allerdings eng. Die wenigsten Menschen aber verkörpern wirklich die Werte ihrer Nation, vertreten sie vielmehr nur mit lautem Geschrei, und von hier aus gesehen erscheinen die modernen Europäer dem besonnenen Schweizer leicht als hohle Phrasendrescher, in denen der Moloch Nation alles Menschliche aufgefressen hat, und zwar besonders seit dem Weltkrieg und seinen

Nachspielen, durch welche erst offenbar wird, wohin der nationale Grössenwahn führt. Da lobt sich denn der Schweizer mit Recht seine engere Heimat. Das wäre nun freilich noch nicht viel, wenn diese Heimat im Herzen Europas nicht eine Beziehung zum Inneren erlaubte, ja erzwänge, die sich bei dem einfachen

Mann als Besinnlichkeit äussert, bei einzelnen genialen Naturen aber zu echter Weisheit führte. Diese ist es nämlich, welche die Werke der oben genannten Schweizer so ausserordentlich macht; sie lässt gerade in der engen Schweiz immer wieder einzelne, besonders universelle Köpfe entstehen.

Schwierige Entscheidungen

